Der Ursprung

des

Princips der Silbenzählung

in der deutschen Metrik.

Eine

von der philosophischen Facultät der Universität Rostock

genehmigte

Promotionsschrift

von

Hubert Wingerath,

Doctor der Philosophie.

ROSTOCK.

Druck von Adler's Erben.

1867.

Herrn Professor Dr. Karl Simrock

in Bonn

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41553622_0068

Während in den klassischen Sprachen neben dem Wortaccent ganz unabhängig noch ein Versaccent besteht, fällt im Deutschen die Versbetonung mit der Wortbetonung zusammen. Die klassischen Sprachen haben die ursprünglich logische Betonung grösstentheils für die musikalische aufgegeben, und eben desshalb können sie in der Poesie diese musikalische Betonung auch sehr wohl gegen eine höher-musikalische vertauschen; im Deutschen dagegen herrscht die logische Betonung vor, während gleichzeitig den Forderungen des Ohres genügt wird, dergestalt, dass in unserer Sprache eine Versbetonung nach künstlichem Rhythmus gleichmässig sinnlos und übellautend sein würde.

Das logische Princip der Betonung, welches also in unserer Sprache vorherrscht, weist mit gewissen Ausnahmen, deren Aufzählung nicht hierher gehört — der Stammsilbe — und diese ist in der Regel die erste Silbe des Wortes — den Hochton oder Hauptton zu. Von diesem an der Stammsilbe haftenden Hochtone aus regelt sich im Ahd. und Mhd. auch der Tiefton oder Nebenton, d. h. die Betonung der Bildungssilben, sowie der etwa nachfolgenden selbständigen oder in Zusammensetzung befindlichen Formwörter mit schwachem Vocal.

Diese Regelung findet Statt nach einem ganz bestimmten Gesetze, das zuerst an den mhd. Reimen entdeckt worden ist. Dieses Gesetz — mit Recht hat man es das Gesetz der absteigenden Betonung genannt — lautet: Nach kurzer Stammsilbe hat die zweitnächste, nach langer Stammsilbe hat die erstnächste Bildungssilbe, resp. das etwa nachfolgende schwach-vokalische Formwort, den Tiefton.

Dazu kommt dann endlich, als letzte Stufe der eigentlichen Betonung, die Tonlosigkeit. Es muss aber bemerkt werden, dass, wenn in der ahd. und mhd. Metrik von Länge und Kürze der Silben die Rede ist, darunter ganz dasselbe verstanden wird, was es in den klassischen Sprachen heisst; nur ist noch hinzuzufügen, dass im Ahd. und Mhd. auch folgende, wirklich einfache oder einfach aussehende Konsonanten, nämlich f, p, k, z, ʒ, Positionslänge machen.

Demnach betonte man auf folgende Weise: ahd. sǎgeti, mānagèrô; mhd. lŏbetè, ĕdelème. Und ahd. sâlîg, grífûn, bízùn, sâlida; mhd. heílic, grífèn, bízèn, mínème, únfrôlîchè, wúrdèn getán, Étzèlen gesíndè. — Wie oben bemerkt, fällt im Deutschen die Versbetonung mit der Wortbetonung zusammen.

Es gilt nun aber für den Bau sowohl der ahd. als auch der mhd. Verse folgende allgemeine Regel: Nur die Zahl der Hebungen ist bestimmt, die Senkungen vor und zwischen den Hebungen dürfen auch fehlen, die zwischen den Hebungen liegenden müssen einsilbig sein.

Es folgt hieraus, dass ahd. und mhd. Verse von gleichviel Hebungen eine ungleiche Zahl von Senkungen, und demnach auch eine ungleiche Zahl von Silben haben

können, ohne dadurch den Charakter der metrischen Gleichheit untereinander zu verlieren. Nehmen wir z. B. den gewöhnlichsten altdeutschen Vers, den von 4 Hebungen. Die kleinste Zahl von Silben, die er haben kann, beträgt 4, so dass also auf jede derselben eine Hebung fällt. Z. B.:

„ô wê der vart."

Durch Senkungen zwischen den Hebungen, durch Auftakt, durch Elision, durch Silbenverschleifung, durch schwebende Betonung, und durch einige andere Mittel, kann aber die Zahl seiner Silben sogar bis auf 13 steigen. Z. B. (Weimarisches Jahrbuch 1, 19—21.)

„zallen den stunden." . . . . . 5 Silben.
„ein wunne vil grôze." . . . . . 6 „
„mit frôden unde mit spil." . . . . . 7 „
„genaedic unde günstic mir." . . . . . 8 „
„liez im dô liebes niht geschehen." . . . . . 9 „
„du uberwindest al dîn arebeit." . . . . . 10 „
„vrouwe, mit dîm urlobe lâ mich varen." . . 11 „
„ich engesihe die mâge und friunde mîn." . 12 „
„ir enmuget die stade mit fride behaben." . 13 „

Und doch würden alle diese Verse metrisch vollkommen unter einander gleich sein.

Der Umstand, dass die altdeutsche Metrik gestattet, Senkungen auch auszulassen, und so Hebungen unmittelbar aneinander zu rücken, ist durchaus nichts Zufälliges, Willkürliches, sondern eine Folge, eine Nothwendigkeit. Das Gesetz, wonach, wenn die hochbetonte Silbe zugleich lang ist, die unmittelbar darauffolgende den Tiefton erhält, der aber, metrisch genommen, ebenso schwer wiegt wie der Hochton, ver-

hinderte geradezu, wie man leicht einsieht, den regelmässigen Wechsel von Hebungen und Senkungen.

Wie die Ursache, so die Wirkung. So lange dieses Gesetz der Wortbetonung in voller Kraft blieb, musste auch für den Versbau jene Regel in voller Kraft bleiben; fieng dieses Gesetz an, sich abzuschwächen, so musste auch jene Regel anfangen sich abzuschwächen; verlor dieses Gesetz völlig seine Kraft, so musste auch jene Regel völlig ihre Kraft verlieren: und dass dies wirklich so geschehen, zeigt uns die Geschichte der deutschen Metrik.

Dieses Gesetz für den Tiefton bei hochbetonter langer Silbe war zwar keine physische Nothwendigkeit, wie das Gesetz für den Tiefton bei hochbetonter kurzer Silbe, wohl aber entsprach es einem musikalischen Gefühle, das ohne üble Folgen nicht verletzt werden konnte.

Einzelne Abweichungen von diesem Gesetze lassen sich schon an Wörtern — meist zusammengesetzten — aus dem 9. Jahrhundert nachweisen, z. B. an dem Worte wunnisam in dem Verse Otfried's:

„Wio wúnnisàm thar wari".

Sehr viel Kraft verlor es im 12. Jahrhundert; am Ende des 13. Jahrhunderts hatte es keine Geltung mehr. Da hatte der Ton der langen Stammsilbe eine solche Uebermacht erlangt, dass er den Tiefton in der erstnächsten Bildungssilbe vernichtete und nur in der zweitnächsten noch duldete.

Demnach betonte man nunmehr wie folgt: saélic, grifen, heiligèr, grifelin, zoúberaère, lántpflegaère.

Auf diese Weise ging eine Masse von Tieftönen verloren, und mit den Tieftönen auch die

alten mannigfaltigen und vollen Vocale, die nach und nach in tonloses i, meistens aber in tonloses oder gar stummes e sich abschwächten.

Dieser Umsturz des Gesetzes für den Tiefton bei hochbetonter langer Silbe hatte, was den Bau der Verse betrifft, die Folge, dass ein regelmässiger Wechsel von Hebungen und Senkungen möglich wurde. Und diese Regelung, oder, wie man besser sagen sollte, Einzwängung des Verses, fand auch wirklich Statt unter ausländischem, nämlich französischem Einflusse.

Denn am Niederrhein, wo die Nation bis zu den untersten Ständen hinab den Einwirkungen, sowohl des französischen Wesens überhaupt als der französischen Litteratur insbesondere, am ersten und am nachhaltigsten ausgesetzt war, — man denke nur an die Nachbarschaft Flanderns und der Champagne, wo zu jener Zeit besonders die französische Lyrik in schönster Blüthe stand — also am Niederrhein wurde diese Regelung des Verses begonnen, und sie wurde vollendet durch Dichter, die ihr Stoff von Frankreich geradezu abhängig machte, zumeist durch Heinrich von Veldeke.

Die französischen, nach strenger Silbenzählung gebauten, Verse konnten nämlich nicht nachgeahmt werden, so lange man sich der Freiheit, die Senkungen auch auszulassen, nicht begab. Nach dem Umsturz des obigen Gesetzes aber war diese Freiheit schon so sehr erschüttert, dass man, ohne viel Bedenken, auch gänzlich darauf Verzicht leisten konnte; und der Deutsche that dies wirklich, zumal es ja galt, etwas Neues und Fremdländisches nachzumachen.

Während ursprünglich Verse nur mit einer Hebung endigen, also nur männlich reimen konnten, konnten sie

seit Heinrich von Veldeke auch mit einer Senkung endigen, also auch weiblich reimen.

Nach klassischer Metrik zu sprechen, gab es daher jetzt auch im Deutschen Jamben und Trochaeen; jedoch war es im 12. Jahrhundert noch meist Zufall, ob ein Vers jambisch oder trochaeisch, d. h. mit einer Senkung oder mit einer Hebung begann; erst im 13. Jahrhundert wurde zwischen beiden Rhythmen streng unterschieden.

Man vergleiche z. B. das Lied Heinrich's von Veldeke (M. F. 66, 1):

„Der schoene sumer gêt uns an:
des ist vil manic vogel blîde:
wan si vröuwent sich ze strîde
die schoenen zît vil wol enpfân.
jârlanc ist reht daz der ar
winke dem vil süezen winde.
ich bin worden gewar
niuwes loubes an der linden."

mit dem Liede Heinrich's von Morungen (M. F. 134, 14):

„Ez tuot vil wê, swer herzeclîche minnet
an sô hôhe stat,
dâ sîn dienest gar versmât:
sîn tumber wân vil lützel drane gewinnet,
swer sô vil geklaget
da'z ze herzen niht engât.
er ist vil wîs, swer sich sô wol versinnet,
daz er dienet dar
dâ man dienest wol enpfât,
und sich dar lât
dâ man sîn genâde hât."

oder wohl gar mit den Liedern Walther's von der Vogelweide 56, 14:

„Ir sult sprechen willekomen:
der iu maere bringet, daz bin ich.
alleʒ daʒ ir habt vernomen,
daʒ ist gar ein wint: nû frâget mich.
ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lihte daʒ iu sanfte tuot.
seht waʒ man mir êren biete."

und 65, 33:

„In einem zwîvellîchen wân
was ich geseʒʒen und gedâhte,
ich wolte von ir dienste gân,
wan daʒ ein trôst mich wider brâhte.
trôst mag eʒ niht geheizen: owê des!
eʒ ist vil kûme ein kleineʒ troestelîn;
sô kleine, swenne ichʒ iu gesage, ir spottet mîn.
doch fröwet sich lützel ieman, er enwiʒʒe wes."

Uebrigens liess man anfangs nur in der Lyrik Hebungen und Senkungen regelmässig mit einander abwechseln: es gehörte gleichsam nur zum vornehmen Ton, dieser Neuerung zu folgen. In der Epik, strophischer wie unstrophischer, dagegen hielt man noch ungefähr ein Jahrhundert an dem alten Tone fest.

Erst Ulrich von Lichtenstein (Mitte des 13. Jahrhunderts) begann, (im ‚Frauendienst' und im ‚Frauenbuch') auch auf den epischen Vers den regelmässigen Wechsel von Hebungen und Senkungen zu übertragen, und Konrad von Würzburg (Ende des 13. Jahrhunderts) machte ein Gesetz daraus. Z. B. ‚Goldene Schmiede' (L. B. 1, 701):

„Dû bist ein fiur des lebetagen
dâ sich der fênix inne
nâch altem ungewinne
ze fröiden wider mûzete.
wie sanfte er bî dir lûzete
biz daz er wart erjunget wol!
dîn herze reiner tugende vol
uns armen hôhe saelde brou.“

Und ‚Trojanischer Krieg‘ (L. B. 1, 703):

„Waz sol nû sprechen unde sanc?
man seit ir beider cleinen danc,
und ist ir zwâre doch niht vil,
die mit getihte fröuden spil
den liuten bringen unde geben.“

Ich kann nicht umhin, solche Verse höchst eintönig zu finden, und begreife daher nicht, wie Wilhelm Wackernagel (‚Geschichte der deutschen Litteratur,‘ p. 133) sagen kann, dass auch in Folge der gesteigerten Kunst des musikalischen Vortrages dieses neue rhythmische System sich entwickelt habe.

Nach meiner Ansicht, die im Vorhergehenden zu beweisen ich mich bemüht habe, verhält sich die Sache so, dass dieses neue System durch den Umsturz des alten Gesetzes für den Tiefton bei hochbetonter langer Silbe möglich, und durch den Einfluss der geltenden französischen Metrik dann üblich wurde.

Hiermit war, wie ich glaube, ein gewaltiger Schritt zur Silbenzählung gemacht: man brauchte ja nur zu der von vorne herein bestimmten Zahl der Hebungen die daraus sich ergebende Zahl der Senkungen zu addieren, dann hatte man die Silbenzahl des Verses.

Z. B. der Vers Walther's von der Vogelweide in dem Liede 87, 1:

„Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:
den man zêren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
dem ist ein wort als ein slac,
den man zêren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten."

hat bei 3 Hebungen und weiblichem Reim stets 6, bei 4 Hebungen und männlichem Reim stets 7 Silben.

Der epische Vers Konrad's von Würzburg hat, da der Auftakt selten fehlt, wie aus obiger Stelle zu ersehen, bei männlichem Reim stets 8, bei weiblichem Reim stets 7 Silben.

Schon im 14., besonders aber im 15. Jahrhundert, erlangte der Ton der Stammsilbe entschieden die Alleinherrschaft und vernichtete jeden, oder doch so zu sagen jeden, Tiefton, dergestalt, dass neben dem Hochtone jetzt fast nur noch die Tonlosigkeit, als eine Stufe der eigentlichen Betonung, bestand.

Die Folge davon war, dass in den Bildungssilben die etwa noch erhaltenen klangreichen Vokale in tonloses e sich verflüchtigten, und das schon vorhandene tonlose e theils bloss für das Ohr, theils auch für das Auge verschwand, d. h. entweder bloss verstummte, oder auch ganz wegfiel. Z. B. heilec, kúnec, zaúberer, grímmegen, micheleme, édeleme; lében, ságen, váren, spilen; várn, spiln, édelem oder édlem, michelem oder míchelme.

Dies war die Wirkung des Tones der Stammsilbe auf die Verhältnisse des Tones und der Quantität in den Bildungssilben.

Die Wirkung des Tones auf die Stammsilbe selbst war gerade entgegengesetzt: hier verstärkte der Ton sich und vernichtete jede organische Kürze.

Der Ton der Stammsilbe verstärkte sich um das Quantum des den Bildungssilben entzogenen Tieftones: er bereicherte sich gleichsam mit dem, was er seinen Untergebenen geraubt hatte.

Der alleinherrschende Ton der Stammsilbe vernichtete darin ferner jede organische Kürze und machte sie zur Länge. Diese Neuerung kam in Sachsen auf, von wo sie sich dann, natürlich allmählig, weiter verbreitete. Anfangs trat die Verlängerung nur in der Aussprache zu Tage; durch die Schrift wurde sie vorzüglich erst im 16. Jahrhundert häufig, aber lange nicht immer, bezeichnet.

Um diese Verlängerung der organischen Kürzen in den Stammsilben durch die Schrift anzudeuten, bediente man sich zweier Mittel, theils der Gemination des auf den kurzen Vokal folgenden Konsonanten, theils der Produktion des kurzen Vokals selbst.

Ueber die Gemination des auf den kurzen Vokal folgenden Konsonanten brauche ich nur zu bemerken, dass sie der Produktion des kurzen Vokals hinsichtlich der Zeit vorangieng.

Auf dreifache Weise wurde die Produktion des kurzen Vokals angedeutet, nämlich durch Verdoppelung des Vokals selbst, durch Einschaltung eines dehnenden h, oder auch, falls der kurze Vokal ein i war, durch Einschaltung eines dehnenden e. Z. B. hâbe (habe), tôben

(toben), sêhen (sëhen); kommen (komen), himmel (himel), bitten (biten); haabe (habe), meer (mer); fahren (var[e]n), nehren (ner[e]n), sohn (sun), wieder (wider), spielen (spil[e]n).

Erwägt man ferner, wie mit dem Erlöschen der mustergültigen höfischen Sprache neben dem Oberdeutschen, als dem Hauptdialekt, noch alle mögliche, nach Ort und Zeit wechselnde Unterdialekte sich geltend machten und mit jenem mischten, und nimmt dazu endlich alle die Entstellungen, welche die einzelnen Schriftsteller unter diesen Umständen sich mit den Wörtern leicht herausnehmen konnten und wirklich auch herausnahmen: so findet man es ganz begreiflich und natürlich, dass diesem Umwandelungsprozesse, den die Sprache überhaupt durchmachte, auch die Verskunst insbesondere verfiel.

Wie aber früher der grosse Reichthum an Tönen verhindert hatte, dass der regelmässige Wechsel von Hebungen und Senkungen überhaupt eingeführt werden, so verhinderte jetzt die grosse Armuth an Tönen, die nunmehr eingetreten war, dass dieser Wechsel, der inzwischen Gesetzeskraft erlangt hatte, noch weiter fortgeführt werden konnte. Jedoch hatte man, auch nach dem Verluste so zu sagen aller Tieftöne, immerhin noch Töne genug, um zu dem alten einheimischen System, d. h. zum blossen Zählen der Hebungen, wieder zurückkehren zu können: man brauchte ja nur die alleinherrschenden Töne der Stammsilben in einer bestimmten Anzahl in der Hebung zu verwenden, und die tonlos oder stumm gewordenen Bildungssilben in einer beliebigen*)

*) Natürlich verstehe ich hier ein künstlerisches, kein zügelloses Belieben.

Anzahl in die Senkung zu verweisen. Nach meiner Ansicht lag diese Art des Verfahrens so nahe, wie nur irgend Etwas: sie war eben nichts weiter, als eine einfache Folge des veränderten Betonungsgesetzes.

Aber leider fehlte der lebenskräftige Geist in Deutschland, und an todesstarren Formeln hatte man Ueberfluss. Die Poesie war entweder ein Kunsthandwerk, oder wohl gar ein Lohndienst, geworden: in beiden Fällen musste man möglichst genau nach dem künstlichsten Modelle arbeiten. Ohne Zweifel boten dieses die Minnesänger dar, und so strebte man denn, die künstlichen und überkünstlichen Formen ihrer Verse so genau als möglich nachzuahmen. Das Vorbild aber konnte, so wie die Dinge nun einmal lagen, am besten erreicht werden, wenn man das geistvolle Gesetz der Betonung ignorierte, und anstatt dessen die mechanische Form eines Masses zur Richtschnur nahm, d. h. wenn man nicht die Hebungen, sondern die Silben zählte.

Eine Zeit lang herrschte noch ein unentschiedenes Schwanken darüber, welche von diesen beiden Richtungen man eigentlich einschlagen sollte. Z. B. Hugo von Langenstein (L. B. 1, 755):

„Gedenkint wie rehte arn
kumet her der menschen barn
in sunden fluche verbennet
und doch niht erkennet
sin ubermezigen armuot
und och dekein guot
daz er hie mac hervoren
von hinnan hin gefuoren

nach der warheit vergiht
so braht er och her niht."

und Ottocar von Steiermark (L. B. 1, 821):

„Der künic ob dem tisch
wiltpraet unde visch,
daz schoenist und daz best
daz er vor im west
mit sîn selbes hant
fur sîn vetern sant
ûf den gedingen
daz er in wolde bringen
dâ mit als man noch tuot
von boesem und argem muot."

theilen gewöhnlich eine bestimmte Zahl von Hebungen aus, ohne die Zahl der Senkungen gerade besonders zu beachten.

Dagegen scheinen der Dichter des Eckenliedes (L. B. 1, 733):

„Sô herter tac erlûhte in nie:
swaz si dâ vor gestriten ie,
des wart dô gar vergezen.
ir maht was in entwichen gar.
sie leitenz mit den swerten dar:
ûf Eken wart gemezen
ein alsô ungefüeger slac,
daz er kam von den sinnen
und vor im ûf der erde gelac."

dann Hugo von Trimberg (L. B. 1, 775):

„Dô der lewe über alle tier
künec wart, für sich vil schier
hiez er komen gemeine
diu tier grôz unde cleine,

und gebôt daz si niht enliezen,
si sagten im alle wie si hiezen.
under des, dô ditz geschach,
dô kom der mûl. der künec sprach
‚sage mir, wie bist du genant?‘
er sprach ‚herre, ist iu bekant
des ritters ros der in der stat
gesezzen ist ze Bacherat,
und ist genant her Toldnir?‘“

ferner Hadlaub (L. B. 1, 795):

„Diu voglîn wârn in mangen sorgen
noch aldâ her den winter kalt;
sî smuchten sich die küelen morgen:
in snêwe stuont sô gar der walt.
nu wellent sî sich zweien:
sî hânt ersehen die liechten zît.
die bluomen lachent gegen dem meijen,
der manigem herzen fröide gît.“

und endlich Bonerius (L. B. 1, 842):

„Wer werden wil von got erhoert,
der achte daz diu sünd zerstoert
werde, und sîn leben guot.
wâ bittent wort werk unde muot,
diu gebet sol got erhoeren wol,
gânt si von herzen als ez sol.
wer got bittet umb diu ding
diu der sêle nütze sint,
der wirt ân zwîvel des gewert,
des er nâch nutz der sêl begert.“

schon häufig den Ton ganz zu vernachlässigen, und die Silben mechanich zu zählen.

Im Volksliede, z. B. im Traugemundsliede (L. B. 1, 831):

„Willekome, varender man!
wô laege du hînaht?
oder wô mitte waere du bedaht?
oder in welre hande wîse
bejageste cleider oder spîse?
‚daz hestu gefrâget einen man
der dir es in ganzen triuwen wol gesagen kan.
mit dem himel was ich bedaht,
und mit den rôsen was ich umbestaht;
in eins stolzen knappen wîse
bejage ich cleider unde spîse.‘“

und in volksmässigen Gedichten überhaupt, entschied man sich sehr bald dafür, auf den alten Weg wieder zurückzukehren, d. h. nur die Hebungen zu zählen. So ist es in dieser Gattung bis auf den heutigen Tag geblieben: und so lange das deutsche Volk deutsch bleibt, wird das auch so bleiben.

In der gesammten andern Poesie aber, zumal im Meistergesang, pflegte man, von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ab bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, die Silben mechanisch zu zählen.

Ich setze einige Proben aus den verschiedenen Jahrhunderten hierher.

Aus dem 14. Jahrhundert ein Gedicht Heinrich's von Müglin, betitelt ‚Von eim übeln wyb‘ (Kurz I. p. 597):

„Der tüfel zunserm herren sprach: ‚Sag, meyster myn,
warum beschuff du tugenthafften mannen pin
mit einem bösen wyb? kan nit wann rassen,
wann sie den yren frummen man mit krieg bestat,
vil schelten, sweren, wo sie in dem husz umbgat,

daz man es hort so wyten an der gassen.'
got sprach zu ym: ‚Ich wil dir sagen,
mit bösen wyben büszt man sine sunde.
die yren man nit wil vertragen,
die für du, teufel, in der hellen grunde:
die man für ich ins himelrych,
darinn gib ich in freud on myssewende;
nu nymm daz böse wyp an dich!'
der tüfel sprach: ‚War sol ich mit ir lenden?'
‚du solt sie rytten berg und tal!' sprach aller welt ein herre;
daz sol ir kurzewyle sin:
in helle pin,
tüfel, nimm hin
das böse wyp und für sie von uns ferre!"

Aus dem 15. Jahrhundert eine Strophe aus Michael Behaim's ‚Buch von den Wienern' (Kurz I. p. 691):

„Da nun der Holczer ersah, daz
der anslag nit geroten waz
und dis hafleut gevangen warn,
do hub er sich pald zu den tarn,
und flah auss diser erge
hin zu dem Kalenperge."

Aus dem 16. Jahrhundert eine Strophe aus Martin Luther's Uebersetzung des 46. Psalmes (Kurz II. p. 12):

„Ein feste burg ist unser Gott,
ein gute wehr und waffen:
Er hilfft uns frey aus aller not,
die uns itzt hat betroffen.
der alt böse feind
mit ernst ers itzt meint,
gros macht und viel list

sein grausam rüstung ist,
auff erd ist nicht seins gleichen.“

Aus dem 17. Jahrhundert eine Anekdote aus Lazarus Sandrub's ‚Historische und Poetische Kurzweil‘ (Kurz II. p. 107):

„Ein Mann hett ein stück Tuch gestoln
und Beichts seim Priester unverholn;
derselb sich wundern thet darob,
und sprach: ‚Ey, ey, das ist zu grob!‘
der Mann sprach: ‚Ja mein lieber Herr,
mein Weib hierüber auch klagt sehr,
dasz es zu grob gewesen sey,
hat mir auch angedeut dabey,
ein Flächsins solt ich han genommen,
das wer mir dann gar wol bekommen,
dasz sie mir Hembder drausz gemacht:
hab demnach übel mich bedacht.“ —

Auf die Weise, wie ich im Vorhergehenden es darzustellen versucht habe, war man, so glaube ich wenigstens, im Deutschen auf die Silbenzählung gekommen.

Nun hatten bereits im 16. Jahrhundert einzelne Männer, namentlich Paul Rebhuhn und Johann Clajus, theils durch Beispiel, theils durch Lehre, dieses System verworfen; aber erst Martin Opitz von Boberfeld, dem Stifter der ersten Schlesischen Dichterschule, ist es wirklich gelungen, den deutschen Versbau dieser äussersten Entartung gänzlich zu entreissen.

Opitz schrieb im Jahre 1624 seine ‚Prosodia Germanica oder Buch von der Deutschen Poeterei‘, und stellte im 7. Kapitel dieser Schrift ein neues metrisches System auf: er fand nämlich die Silbenzählung unzulänglich und setzte daher die Silben-

messung noch daneben. Dieses System befolgte er und seine Schule, es brach sich bald immer mehr Bahn, und faktisch ist es bis auf den heutigen Tag massgebend.

Man muss sich wahrhaftig darüber wundern, denn es liegt doch ganz offen am Tage, dass dasselbe durchaus nicht deutsch ist. Welches die echte und unverfälschte deutsche Metrik sei, das zeigt uns die Geschichte unserer Litteratur, welche vor unsern Augen verzeichnet steht; das zeigt uns das Lied unseres Volkes, welches noch täglich in unsere Ohren tönt. Wer jene gründlich studiert und diesem aufmerksam lauscht, der muss in diesem Sinne, und zwar für unsere gesammte Poesie, eine Umgestaltung unserer Metrik wünschen und, so viel an ihm liegt, fördern.